

Unterhaltungsblatt des Vorwärts

Nr. 88.

Dienstag, den 17. Februar.

1914

1]

Syldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von Johan Skjoldborg.

Links — der Siebel einer Gutscheune mit großen, seitlichen Einfahrtstoren und einem alten, vornüberhängenden Fachwerksgiebel, der drohend auf alle Vorübergehenden herniederschaut und in der Mitte der schwarz angekeerten, dreieckigen Spitze ein altmodisches Fenster mit einem Wirbel in der Mitte hat — ähnlich dem bitterbösen Auge eines Gutsverwalters, das grün ward vor Kerger über all die Leute, die hier im Hofe aus und eingingen.

Rechts — ein aus roten Backsteinen aufgeführtes und mit Zement verbundenes, schlankes, regelmäßiges, modernes Gebäude.

In der Mitte — ein schmutziger Weg mit tiefen Fuß- und Wagen Spuren, die deutlich aus dem lehmigen Brei hervortragten.

In der Öffnung zwischen den beiden Siebeln taucht ein Reiter auf. Er hat das linke Pferd des Gespannes bestiegen, das rechte folgt von selber nach; denn die beiden Pferde sind zusammengepoppelt mit Sattelzeug aus alten, steifen Lederriemen und Lauenden samt eisernen Kuntzen. Das Geschirr, das lose auf den ledigen Tieren hängt, klappert und rasselt, während sie sich langsam vorwärts bewegen mit hängenden Köpfen und halbgeschlossenen Augen.

Der Reiter ist ein hagerer Mensch mit schiefen Schultern. Er trägt den Kopf stark vornüber gebeugt, in einer Haltung, als wolle er es einer mächtigen Hand leichter machen, seinem Nacken noch einen Stoß zu versetzen. Seine etwas blinzeln, nutzlosen Augen haben einen treuherzig ausmütigen Ausdruck, und sein langnasiger, einem Schafe ähnelnder Kopf scheint recht dazu geeignet zu sein, sich vor allerhand Umweirer zu neigen und zu beugen.

Es ist Tammes, der Großnecht.

Nun kommen andere.

Der nächste, der rote Zens, hat eine etwas strammere Haltung. Er ist schwerer, doch aufgebläht und gedunsen, mit Pausbäcken und dicken, sommersprossigen Händen. Seine Nase schimmert blauschwarz, und die Augen sind mit roten Adern durchzogen. Der fettige Schlapphut sitzt schief auf seinem Haare, das feuerrot ist wie sein großer, roter Volfbart. Er gähnt geräuschvoll — ein Schnappen und Wellen wie bei großen Hunden.

Das Gespann des roten Zens ist schlechter als das erste, doch besser als das nachfolgende.

Dieses, ein schwarzes und ein braunes Pferd, führt Jakobus. Das schwarze hat ein dickes Knie, und das braune schwingt bei jedem Schritte den breiten, haarigen Huf klatschend in den Reimbrei des Weges hinein.

Auf dem Rücken des Braunen sitzt Jakobus in seiner zerlumpten Jacke, mit einem zufriedenen Zuge um den mit Wurststoppeln übersäten Mund. Der Körper ist steif wie ein krumm gewachsener Baum, doch brüstet er sich und nickt selbstbewußt mit dem Kopfe. Er ist nicht weit entfernt vom Galbschlummer.

Nummer vier, Balle, hat unglaublich große, rote Hände, die weit aus den Ärmeln hervorragen, und dazu so umfangreiche, abstehende Ohrmuscheln, daß man meinen sollte, er könne sie als Fächer benutzen. Seine aufgesprungenen rissigen Lippen hat er mit Tabaksblättern beklebt. Er atmet mit offenem Munde, als könne er durch die Nase nicht Luft genug einziehen.

Sinter Balle erscheint Klein-Lasse mit seinen beiden Säulen. Klein-Lasse ist flachbrüstig und hüftelt. Er ist ganz blaß. Nicht einmal an seinen Händen und Lippen spürt man, daß er Blut in den Adern hat, und seine kleinen, kranken Augen verschwinden fast in den tiefen Augenhöhlen.

Gleich hinter ihm erscheint Groß-Lasse. Seine stark hervortretenden Augen sehen aus, als wollten sie aus dem Kopfe hervorquellen, und mit dem steifen unbeweglichen Blicke gleichen sie bläulich-weißen Porzellanfiguren. Seine großen Gliedmaßen schlenkern beim Reiten hin und her wie die eines Toten.

Der jetzt folgt, heißt Per Holt. Er ist ein außerordentlich fest und gedrungen gebauter Junggeselle und sitzt auf seinem Pferderücken, als sei er Dragoner gewesen. Die Mühe sitzt auf einem Ohre und mit einer Würde, als trüge er noch jetzt die Sporen, ruht seine linke Hand flott auf der muskelstarken Lende. Er hat schwarzes Haar und zusammengewachsene Augenbrauen. Seines dunklen Auges Glanz zeugt von körperlicher Gesundheit. Ein Schimmer lebhafter Gedankenarbeit taucht in den Augen auf und zu gleicher Zeit ein Ausdruck fürchtloser Ruhe. Sein Kinn zeigt von dreister Kraft; er sieht aus, als könne man mit geballter Faust auf ihn einschlagen, ohne daß er auch nur blinzeln würde.

Einer nach dem anderen tauchen sie in der Öffnung auf — Krän Sows mit seinem dicken, kaltenreichen Gesicht, in dessen Furchen Sämung und Tabakjauche lagern, der große Paul, Niels Rön — „Margarete“, deren straffe Lendenmuskeln noch das eingebrannte Prämienzeichen sehen lassen, „Lise“, deren lahme Hüfte eine einzige große Wunde bildet . . . Mensch und Tier, Mensch und Tier.

Vierzehn Reiter und vierzehn Gespanne. Endlich hört es auf; es kommen keine mehr.

Sie ziehen den aufgeweichten Feldweg entlang mit platschenden Hufen und schlenkernden Gliedern; im immer gleichen, schleppenden Takt geht es vorwärts, und es sieht aus, als würde es immer so weiter gehen, bis irgend eine Macht von außen mit einem Kommandowort dazwischenfährt.

Wie im Schlaf zieht die Schar den vorgeschriebenen Weg weiter, ohne irgendeinen Seitenweg einzuschlagen.

Jetzt muß die Chaussee überschritten werden. Doch da kommt den ebenen Weg entlang ein elegantes Gefährt, blanke Schimmel, die spielend und tänzelnd im silbernen Gebiß schäumen, ein Wagen, der auf Gummirädern federt, und ein Kutscher in weißen Handschuhen, der einen mit Värenpelz besetzten Mantel trägt.

Aus einem Belz schauen die vom Wein geröteten Wangen und der dunkle Schnurrbart des Kammerherrn hervor. Er liegt unbeweglich an den gepolsterten, niederen Rückstuhlgeläht und starrt mit seinen großen, gewölbten Rasseaugen dem Kutscher direkt in den Nacken.

Als Tammes den Landauer gewahrt, hält er an, und gleich den Eisenbahnwagen, die sich gegenseitig puffen und stoßen, erfolgen kleine Zusammenstöße in der langen Reihe, die ehrerbietig anhält.

Als der Kammerherr vorbeifährt, ziehen die vierzehn Reiter ihre Mühen und begrüßen ehrerbietig ihren Gebieter und Brotherrn.

Der Kammerherr erwidert ihren Gruß obenhin, aber rückwärts.

Darauf gleitet das feingebaute Gefährt weiter die Landstraße entlang, wie eine Spinne am Faden, und der schwere, kloßige Arbeiterzug setzt sich von neuem in Bewegung, den ausgedehnten Stoppelfeldern und dem frisch gepflügten Lande zu.

Dem Kammerherrn entgegen kommt ein Zug derber, wohlgenährter jütländischer Ochsen vor soliden, selbstgebauten Wagen. Jedes Fledchen ist besetzt mit dicht aufeinander gepackten, sonntäglich gekleideten Leuten. Es hängen gleichsam so viele darauf, wie nur irgend möglich. Bauern sind es, langbärtige und blonde Bauern mit hellen, intelligenten Augen, Grundtvigianer aus Falling, die zur Herbstversammlung fahren nach der Derumer Hochschule.

Die Wagen weichen gerade soviel aus, daß das linke Rad in der Spur des rechten fährt, aber mehr auch nicht. Und niemand grüßt den Gutsbesitzer — mit Ausnahme eines einzelnen alten Mannes, der hinten im Wagenzug ein wenig den Hut lüftet, — niemand blickt nach der Seite; aller Augen schauen geradeaus und ganz plötzlich, wie hervorerufen durch den Druck einer heimlichen Feder, nehmen alle Gesichter einen barschen Ausdruck an.

Sobald jedoch der Kammerherr vorüber ist, fallen wieder, wie auf Kommando, die steifen Masken. Die hellen Gesichter lächeln und tuschelnd stecken sie die mit Hüten besetzten Köpfe zusammen.

Die grundtvigianischen Falling-Bauern fahren weiter die Bappelallee entlang gen Derum, und der Gutsbesitzer biegt in

die Allee des Schlosses ein, wie das Hauptgebäude von Gylholm genannt wird.

Indes schreitet der Zug der Arbeiter mit seinen Säulen und edigen Gestalten, mit den hängenden Köpfen und gebeugten Nacken weiter, immer weiter, unter dem Rassel und Klingeln der Eisenteile und begleitet vom Gutsverwalter, dessen dicht zugeknöpfter Rock so viel als möglich an eine Uniform erinnern soll.

Er bleibt ein Stück hinter den anderen zurück und sieht mit seinem dicken Stod aus, als triebe er eine Herde vor sich her.

Die vierzehn Pflugscharen, die in den Furchen der hochgelegenen Gylholmer Felder stehen, kommen langsam in Betrieb. Mühsam und mit zäher Ausdauer geht es vorwärts. Der Boden ist fett und feucht; er klebt am Pflug, an den Hüfen der Pferde, den Hosen der Männer, und ballt sich zu Klumpen unter ihren Holzschuhen.

Wenn sich die schläfrigen Pflüger in Senkungen oder im Schutz überhängender, abschüssiger Stellen, dem scharfen Blick des Aufsehers entzogen zu haben glauben, halten sie inne, als wollten sie völlig einschlafen — mit Ausnahme von Lammes, dem Großknecht, der gleichmäßig vorwärtsschreitet und allen anderen weit voraus ist. Doch die Stimme des Verwalters weckt sie bald auf.

Und seine groben Worte pflanzen sich fort, werden zu Schimpfworten und Flüchen im Munde der Männer und bewirken straffes Anziehen und Rücken und Zerrn der Zügel, daß das Gebiß den feuchenden Tieren das Maul zerjagt.

Die vierzehn Gespanne und Pflüge bewegen sich gleich erdkriechenden, zehnbeinigen Wesen, die langsam die schwarzen, hügeligen Aecker auf und ab kriechen, während die fruchtbaren Felder Gylholms bearbeitet werden.

Vom höchsten Punkte aus hat man einen kleinen Rundblick — nicht wie in Nord- und Westjütland auf weite Flächen und langgestreckte Wiesen, die wie erstarrte, vom weiten Weltmeer hineingerollte, breite Wogen aussehen, sondern auf eine Landschaft, die kurzen Spitzwellen im Binnenwasser gleicht.

Gylholm selbst liegt tiefer, als hätte der Erdboden sich gesenkt unter der Wucht der schweren Steinmassen der vielen Gebäude. Das Hauptgebäude, „das Schloß“, ist ein Steinhäusen von zwei Stockwerken und drei Flügeln, mit roten Ziegeln und zackigen Giebeln. Bei all seiner Klumpheit hat das Schloß mit seinen breiten, weißgekalkten Mauerflächen, den kleinen Fenstern und festverschlossenen Türen ein gewisses vornehmes, reserviertes Aussehen. Und dann liegt es völlig isoliert, hinten im Walde, inmitten ausgedehnter Gartenanlagen, weit ab vom Lärm der Arbeit und vom simplen Geruch der Scheunen und Ställe.

Die Grenzscheide bildet ein weiß angestrichenes Gitter. Und dieses weiß angestrichene Gitter ist eine sehr wichtige Grenzscheide.

Die Wiesen und Felder, die sich wie ein breiter Gürtel um Gylholm herum erstrecken, bilden ebenfalls eine Scheidewand.

Und hinter dieser liegen die Dörfer — als hätte ein mächtiger Arm sie in respektvolle Ferne gerückt: Darum, Fälling und Derum.

Fast kann man von oben in die Schornsteine der verfallenen Höfe von Darum hineinblicken. Sie sehen aus, als würden sie alle demnächst wie Betrunkene zusammenbrechen und jetzt nur noch aufrechterhalten durch Stützen und Balken und gegenseitiges Anlehnen. (Fortf. folgt.)

Wie Haeckel Naturforscher wurde.*)

Die Meerenge von Messina ist die Perle von Italien. Meinem Geschmack nach steht sie über Neapel. Der ungeheure Feuerberg, das tiefe blaue Wasserband, das gerade in seiner Begrenzung durch die ferne weiße Küste so abgeschlossen groß erscheint wie ein märchenhafter Niesenstrom, — alles gibt eine Erhabenheit, gegen die der Wolf von Neapel mir wie ein Idyll in der Erinnerung ist. Dabei die Farben noch matter, jene Bläue, die man körperlich zu greifen meint, wenn man in die Flut faßt. Uraltetes Sagenland ist hier. Im Aetna hämmern die Gylfopen. In der Meerenge lauern Schylla und Charybdis. Einst, in Homers Tagen, als die Sonne der Mensch-

heitskultur noch auf der Kante Asiens lag, begann hier die schattenhafte Münchhausen-Welt wie heute im Herzen Afrikas oder Neu-Guineas. Die Zeiten wechseln. Jetzt kamen die Zoologen und durchsiehten die leisen periodischen Strömungen, die vielleicht einst zu der Charybdis-Sage Anlaß gegeben, mit dem Müller-Netz auf durchsichtige kleine Meerestiere. Kein Ort ist solcher Suche günstiger als der Hafen von Messina. Nur an einer Stelle, gegen Norden, öffnet sich das Vassini. Machtlos ist vor dieser Lage der Westwind, den die Gebirge über der Stadt hemmen. Auch der böse Südwind, der Scirocco, der die Meerenge weiß aufschäumen läßt, kann hier nicht herein. Nur der Nordwind jagt die Wasser von außen in das Vassini. Mit den Wellen, die er bringt, schwimmen aber zwangsweise dann Millionen von Sektieren herein. In dem blindfad-artigen Bauche des Hafens stauen sie sich auf. Beste gar vorher in der Meerenge Scirocco und häufte ohnehin schon aus den südlichen Teilen vor dem Hafensmunde die Tiereschwärme — und jetzt dann Nordwind ein und stößt alles in den Hafen selbst, — dann ist es, als „lebe“ das ganze Wasser. Wer mit dem Glas hineinschöpft, der erhält nicht Wasser, sondern einen „Tierbrei“, in dem die Tiere ein größeres Volumen einnehmen, als die Flüssigkeit, — ein kristallfarbig-glasshelles Völklein durchweg, kleine Quallen, Salpen, Krebslein, Würmer und was dergleichen mehr da jagt und treibt. An dieser klassischen Stätte war es, wo Haeckel seinen Ruf als Zoologe begründen sollte. Durch Beobachtung einer Gruppe winzigster Geschöpfchen, die zugleich noch einen andern Sinn berührten: den ästhetischen, — durch die geheimnisvolle Schönheit ihrer Formen. Kein Zweifel, daß eine geheime, vom Glück begünstigte Wählerwandtschaft hier waltete. Der Nesthüter in Haeckel schloß an dieser Stelle einen Kompromiß mit dem Zoologen. Jener hatte in Landschaft, Volk und Stimmung geschwelgt. Jetzt erschien im Müller-Netz und im Mikroskop eine neue Welt tieferborgener Schönheit, die noch keiner gewürdigt vor ihm. Indem er sich ihr hingab, blieb er mit dem einen Bein in seiner Schönheitssuche. Mit dem andern aber faßte er für immer festen Fuß in der Weistererschaft der strengen Zoologie.

Es ist ein zäher Glaube, daß die ästhetische Betrachtung augenblicklich aufhöre, sobald das Mikroskop einsetzt. Da liegt die herrliche blaue Meerenge von Messina. Dein Blick, der sie in ihrer Totalität faßt, trinkt in durstigen Zügen ihre Schönheit. Was wird dein Mikroskop davon geben! Sein Lichtfeld faßt nur ein Tröpflein Wasser noch. Nicht einmal mehr blau ist es in solcher Atomisierung. Mag die Wissenschaft hier fortschreiten, das Reich der schönen Form ist aus. Jene ganzen Lehren der Histologie (Gewebelehre), Embryologie und so weiter, auf das Mikroskop gebaut, gelten als der Gegenpol alles Ästhetischen. Sie lösen auf, — die schöne weiße Menschenhaut, das duftende Rosenblatt, den bunten Schmetterlingsflügel, — in „Zellen“. So auch hier mit dem Wassertropfen. Und doch ist es nur die Unwissenheit, die so redet. Die Natur ist keineswegs so dünnhäutig in ihrer Schönheit, daß das Mikroskop die Schicht bereits durchschlägt. In unermeßlicher Fülle zeigt sich hier vielmehr ein ganzer neuer Sternenhimmel auch ästhetischer Schönheiten, sobald nur die rechten Wege des vertieften Sehens eingeschlagen werden. Und auf einen solchen Weg geriet jetzt Haeckel.

Gleich bei seinen ersten Zügen im Hafen von Messina — im Oktober 1859 — fallen ihm sonderbare Gallert-Klumpchen und Streifen ins Netz. Ovi di mare, Meer-Eier, nennen sie die Fischerknaben am Ort. Und in der Tat konnte man diese passiv treibenden Dinger gar wohl etwa für ein Ködchen gereifter Mollusken-Eier halten, wenn man noch nicht wußte, was es war. Unser junger Forscher weiß es aber bereits. Es sind gesellig lebende Radiolarien.

Das Wort Radiolarium, von Radius abgeleitet, heißt Strahlring oder Strahl-Tierchen. Dem Laien wird es nicht gerade leicht gemacht, sich in den Bau eines solchen Geschöpfchens hineinzudenken. Er muß zunächst so ziemlich alles über Bord werfen, woran er bei einem „Tiere“ zu denken pflegt. Dieses Radiolar lebt, bewegt sich, empfindet, atmet, frißt, pflanzt sich fort. Aber das alles nicht so, wie wir es von einem Tiere dem guten Brauch nach gewöhnt sind. Sein ganzer Leib ist wesentlich ein Klumpchen einheitlicher Masse lebendigen Stoffs. Bloß ein etwas festerer Kern ist darin und um ihn verdrängt sich die weiche Gallertmasse zu einer Art Kapsel. Aber sonst keine Spur echter Organe. Dieses Schleimklumpchen frißt, — aber es hat keinen Magen; es frißt mit dem ganzen Leibe, indem seine weiche, gallertartig lose Körpermasse im ganzen die Nahrung umfließt und aussaugt. Es atmet (und zwar nach tierischer Art) — aber es hat keine Lunge oder Kieme, der ganze Leib schluckt Sauerstoff und scheidet Kohlenäure aus. Es bewegt sich, schwimmt, — aber es hat keine Beine oder Flossen fest am Leibe, sondern die breite Masse dieses Leibes fließt nötigen Falles in einen Strahlentrang loser Fortsätze aus, die das Leibchen geschickt in der Balance halten; sind sie nicht mehr nötig, so fließen sie einfach in die Gallertmasse restlos zurück. Wir untersuchen den seltsamen Gesellen mit dem schärfsten Mikroskop auf seine „Histologie“. Die Gewebe, die Organe der höheren Tiere lösen sich unterm Mikroskop auf in ein unendlich kunstvoll ineinander gewirktes Netz von winzigen lebenden Gallertkörperchen mit einem Kern in der Mitte; den Zellen. Unser Radiolar besitzt aber, so wenig wie einen Magen oder eine Lunge oder sonst eins dieser Organe, echte Gewebe von Zellen in sich. Nichts anderes ist es, als eine einzige solche Zelle mit Kern und Gallertleib. Und diese eine Zelle ist doch hier ein „ganzes“ Individuum, ein ganzes Tierchen für sich, das lebt, sich bewegt, frißt,

*) Zu Haeckels 80. Geburtstag wollen wir an seine ersten entscheidenden naturwissenschaftlichen Studien erinnern, die er im Winter 1859/60 in Italien begann. Wilhelm Bölsche hat sie meisterlich geschildert in seinem Lebensbilde Ernst Haeckels, der besten Einführung in des Naturforschers Leben und Denken.

atmet und so fort. So viel begreift sich immerhin: solches Radiolar ist im Vergleich zu jenen herrlichen Zell-Teppichen der höheren Tiere ein recht armen Flöckchen Leben nur. Tief unten muß es stehen in der Reihenfolge. Welcher Abstand: der Mensch oben, aus Myriaden Zellen gebaut, die zu kunstvollsten Geweben, zu den vollkommensten Pracht-Organen für jede einzelne Lebensbetätigung zueinander geordnet sind, — und das Radiolar, bei dem eine einzige Zelle alle diese Funktionen auszuüben hat, weil der ganze Körper nur aus einer einzigen Zelle besteht.

Und nun doch das Wunder! Ein solches lebendiges Schleimtröpfchen, wie es unscheinbar, wie ein Häuflein Speichel, durch die blaue Welle von Messina segelt, besitzt eine ganz besondere Eigenschaft doch noch. Es weiß sich einen Stoff anzueignen, den der Chemiker Kieselftoff nennt, — es ist derselbe, der rein chemisch kristallisiert jene herrlichen allbekannten Bergkristalle liefert. Diesen Kieselftoff (und gelegentlich noch eine ähnliche Substanz) weiß das Radiolar dann — feiner weiß wie — aus seinem weichen Gallertleibe gleichsam wieder herauszuschwemmen in einer Form, die durchweg so reizend, ästhetisch reizend ist, daß selbst ein Kind, das sie im vergrößerten Mikroskope sieht, in die Hände klatschen muß und rufen: „Wie hübsch!“ Sagen wir, das Radiolar bildet sich aus Kieselftoff einen Panzer. Man kann auch sagen: ein Floß. Denn das harte Kieselfgebilde dient ihm sicherlich mit zum Balancieren beim Schwimmen, wie wenn ein loser Gallertklumpen sich um eine schwimmende Scheibe Aork klammert. Jedenfalls entstehen da bald runde Gitterchalen, durch deren Löcher jene Gallertfortsätze, die als Ruderräder dienen, beliebig herausgestreckt werden können, bald allerlei Dinger wie gezackte Räder, Ordenssterne, sonnenhafte Strahlenbündel und so ins Tausendfache. Denn das ist das vollendete Wunderbare: es ist, als habe jede Art dieser Strahllinge ihren völligen Privatgeschmack und baue überlieferungsgemäß eine andere harte Kieselfigur als die sämtlichen anderen. Und hier jetzt fängt der eigentlich ästhetische Zauber dieser Kleinsten und Niedrigsten an, der sie mit einem Schläge oben in die Reihe der von Schönheit tiefst besetzten Naturobjekte rückt. Was überhaupt möglich ist an Varianten streng mathematischer Ornamentik, innerhalb der Grenzen bestimmten Zwecks, wird da geleistet. Ins schier Unendliche getriebene kristallmäßig prachtvolle Variationen über das Thema Gitterkugel, Stern, Strahlenschild, Kreuz, Hellebarde. Man muß die Ausdrücke geradeswegs vom menschlichen Kunstgewerbe holen, denn ein anderes Vergleichungsgebiet besteht in der gesamten Natur nicht. Radiolar ist einfach ein Tier, das, bei größter Einfachheit seines lebenden Leibes, in Gestalt von Kieselfgebilden durch irgend welche Kraft die größte ästhetische Mannigfaltigkeit und Schönheit erzeugt, die unterhalb des kunstübenden Menschen überhaupt in der Natur, lebendiger wie tote, erreicht wird.

Auf diese Radiolarien führt jetzt sein guter Genius Haedel. Die Geschichte ihrer Erkenntnis war vor ihm bis zu diesem Winter 1859/60 ein dünnes Kapitälchen. Wenn ein solches Radiolar stirbt, so ist sein weiches Gallertleiblein natürlich im Handumdrehen zerfließen und dahin. Aber das Kunstwerk seines Lebens, der Stern oder Schild aus feinem Kieselftoff, bleibt bestehen und sinkt entweder in den Grund oder treibt ans Ufer, wo ihrer die Masse sich schließlich häufen mag. Kommt von da eine Priese Schlamm oder Sand unter ein Mikroskop, so mögen die köstlichen Kunst-Reliquien den Beschauer daß entzücken und fragen lassen, woher dieses Wunder kamme. Ehrenberg zu Berlin, der alte, ehrwürdige, war der erste, dem es so ging. Er war noch keiner, der selber an die See zog. Er ließ sich Grundproben schicken und entdeckte darin Radiolarien-Panzer. Ob sie nun klein waren an Format, so erschien ihm doch die Kunst darin so gewaltig, daß er hohe und weit entwickelte Tiere etwa vom Seeitern- und Seeigel-Schläge für die Meister ansprach. Daß es Kontorbande einzelliger Artiere ohne höhere Organe mit einem bloßen Gallertleibe gebe, bestritt er unter dem Beifall der besten Zeitgenossen ohnehin und allgemein.

Als jetzt bei erster Vootsfahrt im tierwimmelnden Hafen von Messina ein zierliches Kränzlein gefellig zusammengehefteter Radiolarien sich Haedel zeigt, da erscheint es ihm auf einmal wie ein dankbares Totenopfer für den früh geschiedenen Heros seiner zoologischen Träume: er wird die Radiolarien weiter erforschen. Also ab aber zeigt es sich, daß er den Schatz des Märchens berührt hat. Als die Stampagne im Hafen von Messina April 1860 beendigt ist, da sind nicht weniger als 144 neue Arten hinzu entdeckt, — und jede Art ist eine neue Meisterin individueller Ornamentalkunst. Erforscht ist aber zugleich das Wesen dieser Gallertleiblein. Für immer vernichtet ist Ehrenbergs Theorie. Sehen sich der Erkenntnis, daß es echte einzellige Wesen seien, auch noch gewisse (später befeitigte) Geminnisse entgegen, so ist doch über die Natur solcher fast organlosen Schleimwesen überhaupt und den Lebensschleim selber, der sie baut (Sarkode oder Protoplasma genannt) eine unendliche Fülle des Neuen und Aufflarenden gesammelt. In der Stille dieser Messina-Tage, während der ästhetische Beschauer still in sich verfunken vor der Schönheit dieser Kieselpanzer stand, ist auch in dem Denker vieles gereift. Abgefallen wie eine leere Puppenhülle ist von ihm der letzte Strupel über die alte religiöse Tradition von der Schöpfung. Wenn ein nachtes Schleimklümpchen wie solch ein Radiolar das zierlichste Kunstgebilde aus seinem Leibe ausscheidet, warum soll nicht auch der Mensch, der im Glanz der italienischen Farben aquarelliert, bloß ein einfaches Naturwesen, verwandt und wesensgleich dem Radiolar, sein? Und

wenn dieses Radiolar, das lebte, kristallartig rhythmische Gebilde so formte: warum nicht das „tote“ Kristall und das „lebende“ Radiolar bloß ein Unterschied des Grades, nicht der Art?

Der Mann mit der Puppe.

Von Kurz Münzer.

Am windigen Abend eines regnerischen Herbsttages war es, als ich in Einsamkeitsgelüsten aus der Stadt hinausfuhr. Ich war in den ersten besten Wagen gestiegen, und als er an der Endstation hielt, fand ich mich im Prater, in der stillen leeren rauschenden Hauptallee. In Träumen, ich weiß nicht woher, in Wünschen, ich weiß nicht wonach, ging ich achlos dahin, und wie ich endlich aufblickte, stand ich in einer Budengasse des Würstlpraters. Ganz allein auf dem nassen Wege, in dessen Pfügen verlorene Laternenstrahlen spiegeln.

Die Kinos und Ringelspiele, die Zaubertheater und Glücksräder, die Schießstände und Waffelbäckereien — alles war schon geschlossen. Verhängene Vorhänge flatterten, Plakatfahnen zitterten an den Holzwänden, hier war noch ein Mann am Kaffeetisch und zählte laut, und dort, bei der Schaukel, saß eine Frau, indes das Kind weinte. Eine grenzenlose Traurigkeit strömte aus dieser Brettergasse; furchbare Verlassenheit schauerte auf allen Schwellen. Die Verzweiflung der Menschheit, die armelige Lust des schnuckelvollen Volkes, die Bitterkeit verlorener Existenzen, das alles ging hier um.

Ich eilte davon, gelangte auf den Platz, den die großen Buden einrahmen, und wollte gerade jenseits in den Park hinunterlaufen, da sah ich vor mir ein seltsames Bild: vor einer kleinen schmalen Bude, von zwei grünen Laternen beleuchtet, stand ein großer hagerer Mann, der regungslos mit einem langen weißen Stab auf ein Bild wies, darauf eine Puppe in grellen Farben abgebildet war. Er schien in dieser Pose vom Tage her erstarrt. Die flackernden Lichter belebten sein grün beschienenes Gesicht unheimlich. Er trug langes Haar, sein Gesicht war glatt, zerfurcht, alterslos. War er ein Jüngling? ein Greis?

In diesem Augenblick schien er mich zu erblicken. Es kam Bewegung in ihn, und er rief mit einer heiseren, widrigen Stimme: „Treten Sie ein, mein Herr, treten Sie ein. Hier ist zu sehen die lebendige Puppe, ein künstliches Wesen, dem ich Leben einflöße. Es ist das letzte Wunder der Welt, die letzte Errungenschaft der Technik, die Erreichung des Unmöglichen. Mein Herr, treten Sie ein und besichtigen Sie das einzige Phänomen. Es ist die überhaupt letzte Vorstellung. Zwanzig Heller, mein Herr. Treten Sie ein!“

Ich ging. Unter welchem Zwange? zu welchem Ende? Ich erlegte das Geld, der Mann, der in der Nähe noch abstoßender und geheimnisvoller aussah, hob einen dunklen Vorhang und ich trat in einen kleinen dümmrigen Raum. Weiter Kattun war über die Bretterwände gespannt, ein Duzend Stühle war aufgereiht, und zwei leicht schwanrende Petroleumlampen gaben das notdürftige Licht und einen üblen dicken Dunst.

Aber in einem Winkel lag ein greller, wenn schon abgenutzt Teppich, darauf stand ein weißes Stühlchen, und darin saß eine Puppe. Lebensgroß, in einem verhängenen rosafarbenen Wabkleidchen, mit weißen Strümpfen und hohen schwarzen Stiefeln, mit einem rosa Gazehut und einem Gesicht! — ein süßes, unschuldiges Kindergesicht war es mit großen blauen Augen und so sanft gerundeten Wangen, Keinheit in jeder Linie. Nur der Mund hatte etwas Bekümmertes, einen leisen gramvollen Zug. Ja, aber war es eine Puppe? Lebend schien dieses Wesen, aber erstarrt. Mein Atemzug hob die zarte Brust, und doch schien warmes Menschenblut unter der Haut zu fließen.

Hinter mir war der Mann eingetreten. Er wies mit einer großen Gebärde auf einen Stuhl und sagte: „Also erleben Sie ein Geheimnis des Lebens. Ich ermögliche Ihnen, in die Wirkung verborgener Kräfte zu schauen. Sie haben eine Puppe vor sich, ein Gebilde aus Wachs, Häutchen und Zwerch. Wollen Sie sich überzeugen, mein Herr?“

Er trat an die Puppe und hob einen Arm, ein Bein. Die Glieder fielen schlaff oder steif hinab, sobald er sie losließ. Er gab ihr einen Stoß, und das ganze Puppenwesen fiel vom Stuhl, stürzte zu Boden, sank in sich zusammen. Ohne Zweifel, es war ein ausgestopftes Ding. Ich lächelte und setzte mich, kaum neugierig auf das Kommende. Ein wenig Schlaftrunkenheit hielt mich umfassen. Ich sah die Gegenstände verschwommen und fern. Und was ich nun erlebte, schien ganz ein Traum. Der Mann nämlich rief sich zusammen, er sammelte seine Kräfte und zitierte innere Energien. In diesem Augenblick schien er schön. Ich sah eine weiße Strähne in seinem Haar, in seinem belebten Gesicht leuchteten blaue Augen auf, er wuchs, und er hatte eine neue, helle, klare Stimme, als er befehlend sprach: „Atme, sieh auf, atme, lebe, wandle.“

Und nun geschah das Wunder: die Puppe, das häßelgefüllte Ding, richtete sich auf, erhob sich, Knochen schienen sich in dem weiden Leib zu spannen, schon stand sie, die Augen bewegten sich, der Mund ging ein wenig auf und zeigte kleine funkelnde Zähne, zaghaft probierte sie einen Schritt, schon sicherer den zweiten, und dann ging sie langsam auf den Mann zu. Der wandte sich zu mir. „Mein Herr,“ sagte er, „sie ist mein Werk. Sie ist tot, Puppe,

und hat doch alle Fähigkeiten des Menschen. In belebtem Zustand kann sie Nahrung zu sich nehmen —

Er reichte ihr ein Glas Wasser und befahl ihr zu trinken. Sie ergriff es, führte es zum Munde — alles aber mit automatischen, steifen, edigen Bewegungen — und trank. Ich sah wie ihre Kehle sich schluckend bewegte. Da lachte ich über den plumpen Betrug. Aber der Mann, der mich zu erraten schien, ehe ich noch ein Wort gesagt, rief laut: „Stirb, sei Puppe!“ Und sie ließ im selben Augenblick das Glas fallen, das Gesicht erstarrte, und weich fiel sie in sich zusammen.

Der Mann lächelte höhnisch. „Es steht Ihnen frei, mein Herr,“ sagte er ironisch, „den Walz zu berühren“. Aber das vermute ich nicht. Ein Grauen überkam mich vor diesen beiden, dem unheimlichen Zauberer und seiner Puppe. Ich wollte aufstehen, gehen, aber etwas wie ein Bann hielt mich fest. Und schon wieder hatte sich auf Befehl ihres Besitzers die Puppe erhoben und lächelte und ging auf und nieder.

„Sie ist, mein Herr,“ tönte die klare, helle Stimme, „in diesem Zustand auch empfindungsfähig. Bitte, beachten Sie.“

Er nahm eine lange Nadel und stach sie der Puppe in den Arm. Und die Puppe schrie auf, leise, verhalten, wie ein Stöhnen im Traum war es. Das Gesicht verzog sich für einen Moment schmerzhaft. Ich betrachtete den Arm: es war kein Tröpflein Blut geflossen. Aber der Mann bückte sich und sagte lächelnd: „Bitte, da ein wenig Häckel.“ Und er ließ ihn aus den Fingern rieseln.

Ich glaubte plötzlich! Ich glaubte, ein Wunder zu erleben. Warum hatte mir nur niemand in der Stadt von dieser Zauberhude erzählt? Das war ja eine Szene, so großartig grotesk, so dämonisch unheimlich und geheimnisvoll, daß die ersten Varietés sich darum reizen mußten.

Und schon fuhr der Mann wieder fort: „Ja, sogar Gefühle kann sie produzieren, das heißt: ich injizieren. Thyra, Thyra, ich bins, Du liebst mich, hörst Du, Du liebst mich! Komm, küsse, umarme mich, liebe mich, liebe mich!“

Und die Puppe näherte sich ihm, langsam, wie widerstrebend. In ihr lebloses Wachsgeßicht trat ein Ausdruck und verlebendigte es plötzlich. Steif, ungelent hob sie die Arme, legte sie dem Manne um den Hals, dessen Gesicht plötzlich in Lust aufglänzte oder in einem grausamen Triumph, dann glitt sie an ihm nieder, umschlang seine Knie und sprach. . . . Ja, sie sprach, sie flüsterte, ein Hauch war es, ein lauter Atemzug: „Gib mich frei.“ Und zugleich sah ich: sie lebte, war ein Mensch, ein Mädchen, von dem rätselhaften Willen eines Verbrechers in einen Bann geschlagen und soeben, durch ein unerträgliches Gebot ausgerüttelt, für eine Sekunde zum Bewußtsein erwacht.

Ich sprang auf. „Schurke,“ schrie ich, „vergewaltigt Du einen Menschen?“ Und ich ergriff das Mädchen am Arm, um es fortzureißen. Da sagte der Mann — und bei dem ruhigen Klang seiner Stimme kam ich zu mir — er sagte: „Bitte, wollen Sie sie sanfter anfassen! Sie haben ihr fast den Arm abgerissen.“

Und wirklich, da lag eine Puppe, ein knochenloses Wesen mit Wachsgeßicht. Er hob ihren Arm, schlenkerte ihn, drehte ihn um sich und sagte gelassen: „Nun, der Schaden ist nicht so arg. Gute Nacht, mein Herr, Sie haben die Vorstellung mutwillig unterbrochen, nun gehen Sie, bitte. Ihr seid nicht reif, nicht reif. Zu früh, viel zu früh habe ich den künstlichen Menschen erfunden.“

Er hob die Puppe auf, setzte sie auf ihren Stuhl, lüftete den Vorhang und schob mich sacht hinaus. Da war das Licht der grünen Laternen, war kalter nasser Wind, Laubgeruch. Ich kam zu mir, ich eilte fort, ich sah einen Menschen zehn Schritte vor mir. Es war ein Wachmann. Ich hielt ihn an, erzählte ihm in Eile, was ich erlebt, und verlangte, er solle den Wudenbesitzer nach Papieren fragen und auf Untersuchung der Puppe bestehen. Ich zweifelte nicht mehr: es war ein lebendes Geschöpf, ein unglückseliges Mädchen, das der Schurke mißbrauchte. Hypnotische Spielereien, hypnotische Verbrechen waren das alles.

Der Wachmann sah mich kopfschüttelnd an und fragte nach der Bude. „Dort,“ rief ich, „da, drei Schritt von hier, mit zwei grünen Laternen.“ Ich wandte mich um. Die Bude stand nicht mehr.

Ich spürte, wie mein Blut gefror. War ich verhezt? Selbst in einem Bann? Da, wo die Bude mit der Puppe gestanden hatte, erhob sich dunkel, schmal, geschlossen ein Flohtheater. Keine Spur von zwei grünen Laternen, von dem merkwürdigen Manne und seinem Bretterhaus.

„Also gehen's nach Haus,“ sagte der Wachmann beschwichtigend, „gehen's heim und schlafen's sich halt aus. Nicht wahr, mein Guter.“ Und er klopfte mir auf die Schulter und ging lachend seine Runde ab.

Aber ich vergaß mein Abenteuer, meinen Traum, mein Gesicht — oder was es gewesen sein mag — nicht.

Ein paar Tage später las ich, daß in den Praterauen die gräßlich verunstaltete Leiche eines jungen Mädchens gefunden worden sei; es gab nicht den geringsten Anhalt zu ihrer Metagnosierung oder zur Feststellung des Mörders. Es wurde eine Belohnung ausgeschrieben von tausend Kronen zur Ernieuerung des Verbrechens, und auf roten Anschlagzetteln war diesem Aufruf ein Bild der Ermordeten beigegeben. Als ich im Vorübergehen dieses Bildchen streifte, zuckte mein Herz erschrocken: es war die Puppe aus meinem seltsamen Erlebnis! Ich betrachtete es genau,

aber mir blieb kein Zweifel. Der Mord, so fürchtbar er war, hatte dieses Puppengesicht aus seiner Starre gelöst. Um den Mund lag ein Lächeln, rührend glücklich.

Schnell entschlossen fuhr ich zu einem Bekannten, der Verbindung mit der Polizei hat.

Ich sagte ohne weiteres: „Gene Tote heißt Thyra, und ich kenne ihren Mörder.“ Mein Bekannter war vorsichtiger als mein Wachmann, denn als ich ihm mein Abenteuer erzählt hatte, sagte er nicht: „Du hast einen Mausch, schlaf Dich aus!“ Sondern er fuhr mit mir ins Polizeipräsidium und ließ mir das Verbrecheralbum vorlegen. Nach einer halben Stunde fand ich das Bild jenes seltsamen Mannes mit dem langen Haar und dem alterslosen Gesicht. Es war ein etwa fünfzigjähriger Artist, schon einige Male vorbestraft wegen Delikten, die einen gänzlich entmenschlichten Menschen verrieten.

Drei Tage später fand man ihn in Budapest, wo er Fremden als Führer durch Lasterhöhlen diente. Er gestand zynisch: er war mit dem jungen Mädchen, das er in Wien gefunden und sich höflich gemacht hatte, auf Jahrmärkten und Messen herumgezogen und hatte sie, die ein vollendetes hypnotisches Medium war, als lebende Puppe gezeigt. Sie war ihm untertan, trotzdem sie ihn haßte. Aber dann, eines Tages, war sie erwacht, hatte sich auf sich selbst besonnen und war nach Wien geflohen. Aber er hatte sie gefunden, und als sie seinem Willen nicht mehr erlag, getötet. In jener selben Nacht und zur selben Stunde, als ich das Gesicht gehabt hatte.

Kleines Feuilleton.

Aus der Geschichte des Schnurrbartes. Der Korpsbefehl des kommandierenden Generals des Garderegiments, der den Soldaten die „moderne Barttracht — Abschneiden des Schnurrbartes bis auf wenige Haare unter der Nase — verbietet, erregt vielfaches Aufsehen. Solche Haar- und Barttragen sind ja in unserer Armee nichts Neues. Gerade vor 100 Jahren ist ein heftiger Kampf um Pops und Schnurrbart ausgefochten worden. Auch in den feindlichen Begriffen Pops und Bart haben sich damals Kampf und Sieg der neuen Zeit über die alte ausgedrückt. Das friderizianische Heer stand unter dem Zeichen des Popses. Der Kurfürst von Hessen, der ja auch noch nach 1813 als einziger Landesfürst an dem geliebten Pops festhielt, pflegte fast jede Kritik mit dem Klageruf zu schließen: „Ach, Herr General, es ist grausam schwer, einen guten Pops zu machen.“ Die Offiziere trieben in dieser Hinsicht noch einen besonderen Luxus; manche hatten so lange Pöpsel, daß sie dafür 80 Ellen Popsband brauchten und sie sie auf der Straße in die Rodtaschen stecken mußten. Dabei war das Heer im 18. Jahrhundert die einzige Stätte, wo sich noch die Pflege des Schnurrbartes, dieses „Attributes der Männlichkeit“ erhalten hatte. Die großen Puderperücken verlangten ja notwendig ein glattes Gesicht, und so war denn die Bartlosigkeit so allgemein, daß „Bartmenschen“, wie der Bildhauer Permoser oder der Rektor Funk, wie seltene Wunder betrachtet wurden. In der preussischen Armee war der Schnurrbart einzelnen Truppenteilen, wie den Grenadiern und dem Regiment des alten Dessauers, der sich nie von dieser Lippenzierde getrennt hatte, direkt anbefohlen. Die Husaren trugen ihre herabhängenden Schnauzbärte nach alter Gewohnheit; sie mußten selbst falsche anlegen, wenn die natürlichen nicht lang genug wuchsen. Die Soldatenbärte blieben aber stets die Ausnahme, und bis 1806 sah man im preussischen Heer fast nur glatte Gesichter.

Die französische Revolution, die den Pops so gewaltsam — manchmal mit dem Kopf dazu — abgeschnitten hatte, brachte auch den Bart wieder zu Ehren. Die Soldaten der napoleonischen Heere trugen zumeist Schnurrbärte; die Garde prunkte sogar im Schmutz breiter Wadenbärte, und den Sappeuren waren auffallend lange Vollbärte vorbehalten. Erregten diese „popslosen Sansculotten“ zunächst nur „Abscheu“, wie der französische Gesandte Sieyès, der bei der Guldigungsfeier nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. als einziger mit natürlichem Haar erschien, so verwandelte sich der Stolz auf den friderizianischen Pops nach dem Zusammenbruch des alten Heeres im Jahre 1806 geradezu in Haß. In einem Spottgedicht auf die Offiziere nach der Niederlage bei Jena „Mißdeh der Helben ohne Pops“ heißt es z. B.: „Reiß blieben Haut und Fäß' und Kopf: Denn Pies und Schuß traf nur den — Pops“. Die Leutnants schämten sich nun, noch die alte Pier zu tragen und machten die Pöpsel immer kleiner. 1807 schnitt sich der König den Pops ab. Mit dem Verschwinden des Popses aber begann der Kampf um den Schnurrbart. Die allgemeine Mode war vorangegangen; sie brachte um 1805 einen stoppeligen Anflug um die Lippen und Kinn, den man den „Puzel- oder Knäpferbart“ nannte, weil seine Träger zumeist Tabak rauchten. Dieser „Puzelbart“ wird nun seit 1808 auch im Heere gestattet. Den Vollbart brachten 1813 die Kosaken nach Deutschland und der Enthusiasmus, mit dem sie begrüßt wurden, erstreckte sich auch auf ihre Lippenzier. Von Ernst Moritz Arndt wird nun der Vollbart als männlichster und „teufelster“ Ausdruck kriegerischer Tapferkeit gepriesen; Jaßn erscheint mit seinem Patriarchenbart, und nach ihm richteten sich die Turner, richteten sich die deutschen Patrioten.